

den Graben besahen und blickte in die Finsternis, die den Sturmzug inzwischen verschluckt hatte. Zwischen den Gräben stand wie eine Mauer die aufspritzende Erde und der schwarze Rauch der ununterbrochen herstenden Granaten. Dazu hatten die Maschinengewehre von den Nebenschützen ihren rasenden Lauf. Erst nach fast einer Stunde wurde das Feuer ruhiger. Dann kam ein Feldwebel vom Nebenschützen angeläufen. Der Sturmzug war dort eingestiegen. Er brachte ein halbes Dutzend Gefangene, einige Minenwerfer und leichte Maschinengewehre mit. Der Zugführer fehlte. Er war im Sperrfeuer gefallen. Ein Mann berichtete, er habe ihn noch verbinden wollen, aber er sei schon tot gewesen.

Ich schrieb meine Meldung, schickte die Leiste nach dem dritten Graben zur Ruhe und kletterte in den Unterstand, den mein junger Freund bewohnt hatte. Hier sah ich eine Stunde und starrte vor mich hin. Seine Seele war also doch aus dem Körper vertrieben worden, der das beglückende Leben noch nicht gelebt hatte. Da gewahrte ich unter einer Feldmütze das kleine Ständbild. Ich zog es hervor, und als ich es in der Hand hielt, war es mir plötzlich, als zöge mich eine geheime Kraft, als müßte ich meinen kleinen Kameraden zurückholen. Ich ging zum dritten Graben, rief den Mann, der ihn hatte verbinden wollen, und fragte ihn, ob er mich zu dem Toten führen wolle. Er war sofort bereit.

Wir krochen lange in der Gegend herum, die er als den Ort seines Todes bezeichnete. Aber wir fanden ihn nicht. Es begann

zu vammern. Die Fernose demerzten uns und schossen. Eine Kugel riß mir die Mütze vom Kopf. Wir sprangen von Granatrichter zu Granatrichter. Der Mann mußte sich, verwirrt durch das Sperrfeuer, in der Gegend verirrt haben.

Gerade als wir die vergebliche Suche aufgeben wollten, stolperte ich über einen Gefallenen, der mit dem Gesicht nach unten lag. Es war mein junger Zugführer. Sein hübsches Jungengesicht war leichenfahl. Aber er atmete noch. Aus einer Wunde an der rechten Brustseite sickerte das Blut in den zersplitterten Waffengürtel. Wir nahmen ihn auf und brachten ihn in den nächsten Granatrichter. Die Gegner schossen nicht mehr, doch blickten sie zu uns herüber. Ich sah ihre Stahlhelme über dem Grabenrand.

Da wagte ich es, und wir trugen den Verwundeten offen zu unserer Stellung zurück. Ich verhehle nicht, daß ich ein ekelhaft kaltes Gefühl im Rücken hatte. Doch kein Schuß fiel. Aus unserem Graben streckten sich uns hilfsreiche Hände entgegen. Ich reichte der Verwundeten hinab, wendete mich, in voller Größe auf der Grabenausschüttung stehend, der feindlichen Linie zu und grüßte den ritterlichen Gegner. Dann sprang ich auf den Grabenrand.

Zehn Minuten später setzte das Vergeltungsfeuer für den erfolgreichen Angriff auf unseren Graben ein. Da sah ich aber schon mit dem Bataillonsarzt im tiefen Bunker bei unserem Geretteten, der durch den Lärm des ersten Grabenvolltreffers aus seiner tiefen Betäubung erwachte.

Der stumme Schäfer

Erzählung von Max Hippold

Unweit der deutschen Grenze im Osten lebte zu Beginn des Krieges ein alter Mann, der die Schafe eines großen Hofes hütete. Sein weißes Haar hing ihm fast bis auf die Schultern herab, und sein Gesicht hatte den Ernst eines Heiligen. Aber die ihn kannten, wußten, daß es mit seiner Heiligkeit nicht weit her war; denn er trank gern scharfen Kornbrandwein.

Als das Gerede vom kommenden Krieg sich immer mehr ausbreitete und die Bewohner jeden Tag den Gimmatisch der Russen befürchteten, wollte der Bauer den alten Schäfer auf dem Hofe behalten, damit er in der Stunde der Gefahr mit den andern flüchten könne. Aber der Schäfer dachte nicht an Flucht; er füllte morgens seinen Krug mit Brandwein, trieb seine Herde und zog wie immer auf die Weiden hinaus.

In einem der letzten Julitage nahm er eines Morgens ein Bündel Kleider mit hinaus. Als man ihn fragte, was er mit den Lumpen bezwecke, öffnete er das Bündel und brachte Kleiderstücke zum Vorschein, die eine Frau braucht. Einen Tag lang trieb er sich verkleidet umher. Die ihn sahen, hätten ihn kaum erkannt, wenn sie nicht um sein Vorhaben gewußt hätten. Als aber nichts geschah, legte er die Röcke ab, da er sich offenbar nicht darin wohl fühlte, vielleicht auch, weil er nicht recht an das Kriegsgeheimnis glaubte. Jedenfalls war er wieder der alte Schäfer, als die Russen in der Morgenstunde des Augusttages über die Grenze kamen. Er hatte keine Zeit mehr, sich zu verbergen, es blieben ihm nur ein paar Augenblicke zu einem Trunk. Dann hatten ihn die Russen bemerkt und schrien ihn mit schußbereiten Gewehren an.

Aber der Schäfer war stumm, er gab es den Soldaten durch Zeichen zu verstehen. Als sie ihn auf die Straße führten, wo sieben einige Offiziere gehalten hatten, bemerkten die Russen mit Erstaunen, daß die Schafherde dem Alten folgte. War es nun, daß der russische Offizier durch die Anhänglichkeit der Schafe auf den Gedanken kam, die Herde der Truppe folgen zu lassen, oder ob er auf höheren Befehl handelte — jedenfalls machte man dem Schäfer mit vieler Mühe klar, daß er die Schafe und sämtliches Vieh, das sie antreffen würden, dem Heere nachzutreiben hätte. Der Schäfer schüttelte den Kopf. In Wahrheit jedoch verstand er ganz gut die russische Sprache, da er sein ganzes Leben an der Grenze zugebracht hatte.

Es blieb dem alten Schäfer nichts anderes übrig, als den Marsch aufzunehmen. Es war klar, daß er schon nach wenigen Tagen erschöpft auf den Fluren liegen bleiben würde. Aber das traf nicht ein. Sobald er mit seiner Herde zu weit zurückfiel, riefen ein Trupp Reiter, setzten den alten Mann auf den nächsten Transportwagen und trieb die Tiere nach. Am Abend, wenn

die Russen Quartier machten, wurden etliche Schafe geschlachtet und unter freiem Himmel zubereitet. Trotzdem vergrößerte sich die Herde mit jedem Tag, da die Bewohner fast ihren ganzen Viehbestand hatten zurücklassen müssen.

Wenn der Alte in den Nächten den Brand sah, der den Himmel rötlich färbte, dachte er an seinen Herrn, der so gut zu ihm gewesen, wie nur ein Mensch sein konnte. Nun würde er ihn nie mehr wiedersehen, es gab kein Zurück mehr. Wohl hatte er anfangs an Flucht gedacht, aber das Land war von Soldaten überflutet, und wenn es ihm gelänge, sich in den Wäldern zu verbergen, müßte er ja dort verhungern.

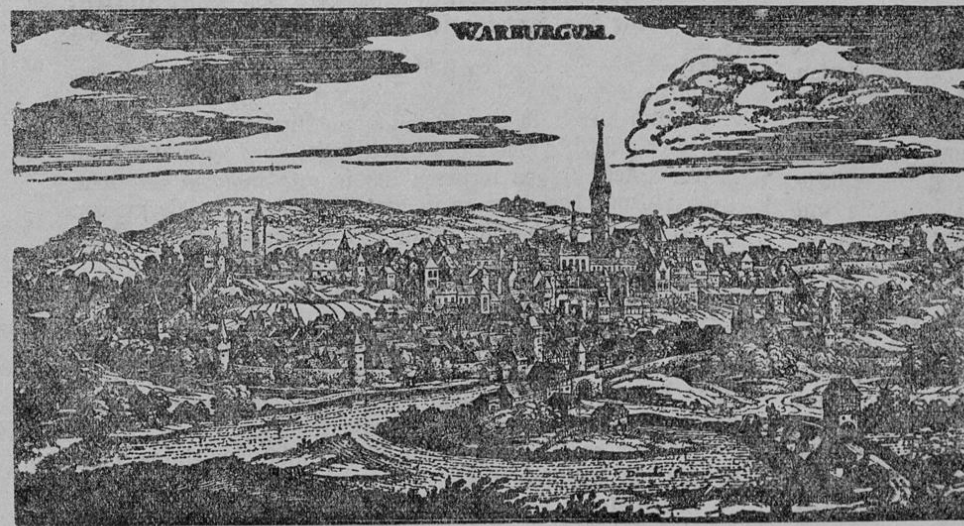
In einer Nacht aber, als er bei den Schafen wachte, drang von Norden her Maschinengewehrfeuer. Der Schäfer fieberte, denn nun wußte er, daß die deutschen Truppen in der Nähe waren. Er stand auf und schritt unruhig hin und her. Er glaubte, daß seine Füße ihn wohl einige Stunden tragen würden.

Der Mond stand im Süden, es war die Zeit der hellen Nächte. Stunde um Stunde schleppte sich der Alte durch die Fluren, es war eine Flucht auf Leben und Tod; denn zuweilen sprengten Reiter die Wege entlang und kamen dicht an ihm vorbei. Überall dröhnten an diesem Tage die Geschütze. Hier und dort bekam er auf den Hüfen noch Wasser und Brot, aber bald war es mit seinen Kräften zu Ende. Er wurde mutlos. Die Nacht verbrachte er in einem Walde und hörte das Donnern der Schlacht, die mit jeder Stunde näher zu kommen schien. Am Morgen verstummen die Geschütze.

Als deutsche Reiter den stummen Schäfer am Waldrande auffanden, hielt er ein Stück schmutziges Papier in der Hand, auf dem sein Heimort und die ungefähre Stärke der feindlichen Truppe, die ihn verschleppt hatte, aufgezeichnet war. Es waren auch die Orte angegeben, in denen die Truppe zur Stunde seiner Flucht gelegen hatte. Der Reiter, der das Papier las, steckte es zu sich und ritt fluchtartig davon.

Nach heute erzählen die Mütter ihren Kindern, daß sie den stummen Schäfer bei einem Krieg Brandwein fanden, als sie Monate nach der Flucht in die befreiten Grenzdistrikte zurückkehrten. Er sah da, wo er früher oft zu sitzen pflegte, und hütete seine große Herde. Er hatte alles Vieh gesammelt, daß sich herrenlos umhertrieb, und auf die Rückkehr der Flüchtlinge gewartet. Sprechen konnte er nicht, aber die seine stumme Sprache verstanden, erfuhren von seinem Abenteuer. Nur die Aufzeichnungen, die er damals gemacht hatte, als er im Walde zu sterben meinte, hielt er nicht für erwähnenswert, und er konnte ja auch nicht wissen, daß sein Fehlen Papier an jenem Tage tausend Gefangene eingebracht hatte.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage
des Warburger
Kreisblattes
Die sich besonders der Pflege und
Förderung des Heimatgedankens
annimmt.
Gelegentliche Beiträge willkommen
Nachdruck der Originalbeiträge
verboten
Schriftleitung: A. Schöfers,
Warburg

Nr. 51

12. August 1939

13. Jahrgang

Serien im Forsthaus Rudy

Der Roman eines Sommers. Von Mara Mägander

Verleger-Rechtschönung: Deutscher Roman-Verlag vorm. E. Unverricht, Bad Sachsa (Hildesheim)

11

Schweigen. Bis Hellas Vater mit seiner ruhigen Stimme sagte: „Ich als Vater werde wohl auch noch ein Wörtchen mitzureden haben. Das, was du eben vorgebracht hast, Hella, ist eine ausgekochte Schnapsidee und meiner Ansicht nach überhaupt nicht zu erörtern. Du kannst bis zum Herbst hierbleiben und schießen und jagen, soviel es dir Spaß macht. Aber du kommst mit Lisa und den Kindern heim. Und zwar weil ich dich brauche. Ich bin ein einsamer alter Mann und werde dich noch früh genug hergeben müssen. Da habe ich nicht Lust, jetzt schon auf das bißchen Sonnenschein zu verzichten. Um das Geschwäg der Leute kümmere ich mich nicht, und deswegen brave Leute zu entlassen, die von ihrem Standpunkt aus ja ganz recht haben, halte ich für einen Blödsinn. Wozu noch mehr böses Blut machen?“

Der alte Herr hatte so überzeugend, einfach und klar gesprochen, daß niemand etwas zu erwidern hatte. Nur der Oberförster begann nach einer Weile zögernd: „Ein praktisches Lehrjahr muß Fräulein Hella mindestens haben, und wenn Sie sie nach Deutschland fortgeben — hier wird sich eine solche Lehrstelle wohl kaum ein zweites Mal finden —, dann ist für Sie ein noch viel größerer Verzicht auf Ihr Kind unvermeidlich.“

Er bemühte sich, sachlich zu sprechen. Niemand durfte ahnen, wieviel für sein ganzes Leben von dieser Entscheidung abhing.

„Herr Oberförster, ich muß mich doch ein wenig darüber wundern, daß Sie die Sache so ernst nehmen. Haben gerade Sie nicht Hellas Plan als die Laune eines verwöhnten Mädchens aufgefaßt und sich beinahe gekränkt, Hella als Schülerin aufzunehmen?“ fragte der Kommerzienrat.

„Ich kannte damals Fräulein Hella nicht, und ich wußte nicht, daß sie mit solchem Ernst und Eifer an die sich selbst gestellte Aufgabe heranahehen würde. Ich bin jeden Tag aufs neue überrast.“

Hellas Vater ließ ihn nicht zu Ende sprechen: „Schluß der Debatte!“ entschied er kurz. „Hella soll den Sommer über bis zum Herbst ihren Spaß hier haben. Jetzt ist ja Ihr Herr Sohn da, mein lieber Bogdanow, und wenn Sie zu dritt durch den Wald streifen, wird das Gerede von selbst aufhören. Hella, nimm die Sache nicht tragisch! Der Sommer ist noch lang. Wir haben erst Pfingsten. Außerdem darfst du im Winter mit uns auf die Treibjagden, und wenn du gute Fortschritte machst, sollst du im Herbst deinen Bodschießen dürfen!“

Hella wußte aus Erfahrung, wenn der Vater einmal so sprach, dann half kein Bitten. Aber sie gab ihre Sache noch nicht verloren. Jetzt konnte sie nicht mehr viel tun, und für den Augenblick schickte sie sich drein. Mit einer raschen Bewegung sprang sie auf und ging auf ihren Lehrmeister zu: „Ich bleibe dem Walde doch treu, Herr Oberförster!“

Als Lehrer und Schülerin jetzt nebeneinander standen, sah man erst, daß der Oberförster im Vergleich zu Hellas blühender Jugend ein alter Mann war.

Zwei Menschen hatten das Ergebnis der Unterredung mit Spannung erwartet. Frau Schmid, die jedes Wort gehört hatte, war empört und schwor sich, an dem „jungen dummen Ding“, wie sie Hella nannte, Rache zu nehmen. Wladimir aber ließ mit wirrem Kopf im Walde umher. Was hatte er angerichtet? Wie sollte er Hella von ihrer Idee abbringen? Er war ja selbst noch jung und wußte aus eigener Erfahrung, wie sich so etwas in einem jungen Kopf festsetzte und wie es immer stärker wuchs, gerade wenn sich dem gefaßten Entschluß Widerstände entgegenstellten. Er war sich nicht bewußt, daß in dieser seiner furchtbaren Angst um das Mädchen schon der Keim zu einem stärkeren Gefühl schlummerte.

Der Kommerzienrat, der nicht daran dachte, sich seine Feiertagsstimmung trüben zu lassen, setzte eine neue Bowle an, und bald sah man wieder friedlich im Garten und freute sich des schönen Tages. Der Oberförster war in bester Stimmung; er fühlte noch den Druck der Mädchenhand und hörte die wenigen Worte, mit denen sich Hella ihm und dem Walde im Angesicht ihrer ganzen Familie versprochen hatte. Das genügte ihm vorderhand. Jetzt mehr fordern, hieß den Bogen überspannen. Frau Schmid würde er noch heute end-

gung rungen. Das stand fest. Alles andere würde sich ergeben. Mit seinen Leuten würde er ein ernstes Wort reden. Sie fürchteten ihn viel zu sehr, als daß sie ihm nicht blindlings gehorchen würden. Und vielleicht hatte der Kommerzienrat recht; man würde sich nur neue Feinde machen, wenn man jetzt Leute entließ. Er aber, der immer den Kampf gesucht hatte, er wollte jetzt den Frieden.

In einer friedvoll-weißen Stimmung ließ der Mann, in dessen Brust sonst Verbitterung und Leidenschaft herrschten, den stillen Zauber der Stunde auf sich wirken. Mit einem Lächeln, wie man es selten an ihm sah, schaute er auf die im Rasen spielenden Kinder. Die großen tollten umher, während das kleinste vergnügt am Boden saß und Blümchen pflückte. Das heißt, die kleinen Händchen rupften Blütenköpfe und Grashalme wandellos aus dem Boden. Es war ein lieblich-fröhlicher Anblick, die drei Knaben inmitten der blühenden Landschaft.

Doch plötzlich ... was war das? Entsetzen erfaßte alle. Der große Ziegenbock, ein bösariges Tier, war auf unerklärliche Weise aus dem Stall entlaufen und rannte nun mit gekenteten Hörnern auf die spielenden Kinder zu. Die großen Kinder stürzten laut schreiend davon, während das kleinste ahnungslos sich auf den wackeligen Beinchen erhob und dem rasenden Tier entgegen ging. Alle waren erstarrt. Das furchtbare Unglück mußte jeden Augenblick geschehen sein, ohne daß man es verhindern konnte. Da sprang im letzten Augenblick der junge Heger Antek hinzu und packte mit geschickten Händen den Bock bei den Hörnern. Es gab einen furchtbaren Ruck, der Antek fast zu Boden riß. Aber er stand und hielt den Bock. Das störrische Tier widerstand sich mit ungeahnter Kraft. Die Hände des Hegers bluteten; aber er ließ nicht nach, bis er das Tier vollkommen in seiner Gewalt hatte und wegführen konnte. Das Kind stand lachend mit seinen Blümchen in der Hand und wußte nicht, daß der Tod es schon mit seinen grauen Flügeln gestreift hatte.

In die Gruppe der Erwachsenen war jetzt Leben gekommen. Frau Lisa riß ihr Jüngstes in die Arme, und ein Weinkrampf löste die entsetzliche Spannung ihres Herzens. Hella stürzte sich auf die beiden anderen Knaben, als müßte sie sie jetzt, wo die Gefahr doch vorüber war, trotzdem noch in Sicherheit bringen. Die Herren bemühten sich um die erregten Frauen.

Den Heger Antek hatten im Augenblick alle vergessen. Als er den Bock wieder in den Stall abführte, dachte er in seiner schlichten Art gar nicht daran, aus dieser für ihn selbstverständlichen Angelegenheit eine Heldentat zu machen. Er liebte die Kinder und hatte keine Pflicht getan, sonst nichts.

Hella war die erste, die an ihn dachte: „Das war doch der Heger Antek? Ein feiner Kerl! Wie er den Bock einfach bei den Hörnern gepackt hat!“

„So einfach war das nicht, Fräulein Hella“, sagte Wladimir, der plötzlich auftauchte. „Ich habe die ganze Szene beobachtet. Leider war ich zu weit entfernt; aber Antek ist mir ja, Gott sei Dank!, zuvorgekommen, gerade noch im rechten Augenblick. Was er da getan, war ein Heldentat, das nicht jeder vollbracht hätte. Das rasende Tier wird auch mit einem kräftigen Mann fertig.“

Alle Augen wandten sich dem Sprecher zu.

„Also der Antek ist dir zuvorgekommen, Wladimir?“ sagte der Oberförster spöttisch. „Das ist bedauerlich. Die Heldentat, zu der du diese selbstverständliche Angelegenheit aufbauschst, hätte dir gut zu Gesicht gestanden, zumal es deine erste gewesen wäre.“

Es lag soviel tränkende Ironie in den Worten, daß sie dem jungen Mann das Blut in die Stirn trieben. Er wollte sich schweigend entfernen; aber Hella rief rasch: „Sie bleiben hier! Sie haben uns schon den ganzen Nachmittag gefehlt. Vorerst wollen wir aber doch einmal nach dem Antek schauen.“

Antek lehnte gleich an der Stalltür, und Bronislawa bemühte sich vergeblich, mit einem Taschentuch das immer stärker fließende Blut an seiner Hand zu stillen. Dabei ließen ihr die Tränen über die Wangen. Als die Herrschaften kamen, wollte Antek seine verwundete Hand verstecken. Aber

man hatte das Blut schon gesehen. Der Kommerzienrat klopfte ihm auf die Schulter: „Du bist ein tüchtiger Kerl, Antek! Das, was du heute für uns getan hast, wollen wir dir nicht vergessen. Sollten wir es aber einmal vergessen, dann kannst du mich damit jederzeit daran erinnern.“

Er löste einen goldenen Anhänger von seiner Uhrkette und wollte ihn Antek reichen. Verlegen lehnte der Heger jeden Dank ab; aber es half ihm nichts, er mußte mit der gesunden Hand den Anhänger nehmen.

„Und hier noch eine Beihilfe zur Aussteuer.“

Der glückliche Vater des geretteten Kindes legte 100 Zloty dazu. Anteks Augen weiteten sich in unglaublichem Staunen. Für ihn war das, was er in der Hand hielt, ein Vermögen. Indessen wandte sich Frau Lisa an die vor Glück, Stolz und Verlegenheit immer tiefer errösende Bronislawa.

„Du bekommst deine Wäscheausstattung von mir. Das vergesse ich dem Antek nicht.“

So hatte der störrische Ziegenbock den beiden jungen Leuten ein unerwartetes Glück gebracht. Der Gatte Frau Lisas, der Arzt war, verband die Wunde, die sich bei näherer Untersuchung doch als recht bössartig erwies.

„Wenn es schlimmer wird, Antek, mußt du einige Tage zu mir ins Krankenhaus.“

Bronislawa bemerkte eiligst, die Großmutter fenne sich gut auf Wundpflege aus, und wenn sie die Hand bespräche, würde sie sicherlich bedeutend schneller heilen als im Krankenhaus.

Der Doktor wollte ärgerlich gegen Aberglauben und Kurpfuscherei wehren; aber Frau Lisa bot ihn, zu schweigen. Die Leute seien nun einmal so, und daran wäre nichts zu ändern.

„Das ist ja heute ein aufregender Tag, Kinder“, sagte der Kommerzienrat. „Mein Bedarf an Pfingstüberraschungen ist gedeckt. Ich möchte noch ein wenig Ruhe haben.“

Man sah bald wieder in der Laube; aber es wollte keine rechte Stimmung mehr aufkommen. So sang das fröhliche Pfingstfest mit einem ersten Schlussschiff aus.

Es war einige Tage nach dem Fest, und sie gingen zum ersten Male zu dritt ins Revier. Diesmal wurden anstatt der Gewehre die Angelruten mitgenommen. Das war für Hella wieder etwas Neues. Trotzdem stürzte sie sich nicht mehr mit der gleichen kindlichen Freude wie früher in das Erlebnis. Sie war bedeutend erwachsener geworden. Ihre Augen konnten plötzlich groß und erschrocken darschauen, als fürchte sie sich vor einer unbekannten Gefahr, der sie doch nicht entrinnen konnte.

Der Himmel war mit grauen Wolken verhangen. Gleich nach Pfingsten hatte Regenwetter eingekehrt. Heute war der erste Tag, an dem man wieder aus dem Hause gehen konnte, ohne in wenigen Minuten tropfnass zu sein. Zum Angeln war dies just das richtige Wetter. Sie gingen schweigend unter den noch immer regenfeuchten Bäumen.

Es war anders als früher. Der Dritte störte. Wladimir war ein unwillkommener Eindringling in die Rechte, die der Oberförster für sich allein beanspruchte. Er konnte nicht mehr stehenbleiben und Hella leise bei den Schultern fassen, um ihr dieses oder jenes Wunder zu zeigen. Wladimirs junge Augen entdeckten alles viel rascher. Und noch etwas kam hinzu, die Riesenluft zwischen zwei verschieden gearteten Generationen. Die beiden jungen Menschen hatten den gleichen Bildungsgang hinter sich, wollten auch weiter den gleichen Weg gehen und begegneten einander immer wieder in gemeinsamen Zukunftsplänen. Auch ihr kameradschaftlicher Ton störte den Oberförster. Er fand seinen Sohn fleghaft und Hella burleskos. Zu seiner Zeit waren zwei junge Leute einander anders gegenübergetreten.

So kam es häufig zu Meinungsverschiedenheiten und Reibungen, die jeweils kleine Wunden hinterließen, Nadelstiche, die schmerzten. Es war eine gespannte Stimmung, die keine reine Freude mehr aufkommen ließ.

Hella begegnete dem Oberförster mit Freundlichkeit und warmer Rücksicht; das lönte ihn immer wieder aus und ließ

eine Hoffnung in ihm wachsen, vor deren Erfüllung ihm schwindelte.

„Ich muß gutmachen“, dachte Hella. „Ich muß gutmachen, was die anderen Frauen an ihm gekündigt haben.“

Aber sie sagte es vor sich her wie ein eingelerntes Sprüchlein, von dessen eigentlichem Sinn in seiner ganzen Tragweite sie gar keine Ahnung hatte. Sie wußte nicht, welch gefährliches Spiel sie trieb.

Aber dem Weiher lag eine seltsam schwermütige Stimmung. Die Weiden hingen ihre Zweige tief in das trübe Wasser. Ab und zu sprang ein Karpfen auf. Man hatte bald einen Standplatz gewählt und richtete nun das Angelgerät.

„Ich glaube, Wladimir, es ist besser, du gehst ein Stück weiter hinunter. Es wird zu unruhig, wenn wir zu dritt hier stehen“, sagte der Oberförster.

Er wollte Hella wenigstens einige Zeit für sich haben. Es war auch durchaus einleuchtend, was er da angeordnet hatte. Wladimir packte seine Sachen wieder zusammen und aua. Hella wäre am liebsten mit ihm geaanaen. Sie hatte

Figürchen aus Kreide

Kriegserlebnis von Johannes G. Arnoldt

Im Sommer 1916 wurde meiner Kompanie ein joeben aus der Offiziersausbildung entlassener, blutjunger Leutnant zugeteilt. Ein schlanker, prächtiger Bursch mit einem frischen Knabengesicht und blauen, fest und unschuldig glänzenden Augen. Wir lagen damals in der Champagne an einem verhältnismäßig ruhigen Abschnitt der Front, tief in den weißen Kreidewäldern eingebettet. Eines Abends brachte der Meldere einen Regimentsbefehl, demzufolge eine „Offizierspatrouille“ eine gewalttätige Erkundung über die Befestigung der feindlichen Sappe vor meinem Abschnitt ausführen sollte. Der Bataillonsführer hatte den Namen meines jungen Zugführers hinter „Offizierspatrouille“ geschrieben.

Eine gewalttätige Erkundung an dieser gut besetzten Front — das bedeutete: Sturmreifschießen, Sperrfeuer, flatternde Maschinengewehre — ein gefährliches Beginnen. Ich machte mich sofort auf, um die notwendigen Anordnungen zu geben. Der Unterstand des Leutnants befand sich am anderen Flügel der Kompanie. Es war ein warmer Sommerabend.

Im Unterstand meines Zugführers brannte das Stinsenbrennlicht. Ich stieg den zwanzig Stufen tiefen, engen Schacht hinunter und fand den Jüngling an seinem Tisch — einem in den Holzrahmen eingelassenen Brett — eingeschlafen. Sein Gesicht lag in dem gebogenen linken Arm. Seine rechte Hand hielt ein aus Champagnerkreide geschnittenes Figürchen. Dieses weiche Gestein wurde von den Soldaten gern zu allerhand nützlichen Sachen verarbeitet.

Was der Junge aber in der Hand hielt überraschte mich. Selbst noch jung und in wohlbehüteter Kindheit aufgewachsen, waren für mich achtzehn Jahre gleichbedeutend mit Unschuld. Und nun hatte sich dieser Knabe das Abbild eines nackten Mädchens geformt.

Nach kurzem Zögern rief ich ihn an. Er fuhr schlaftrunken auf. Erstehend steckte er das Standbildchen in die Tasche und rettete sich aus seiner Verlegenheit in die dienstliche Frage nach dem Grund meines Kommens. In der Absicht, es ihm zu erleichtern und auch aus Sorge um ihn, der zum ersten Mal eine Offizierspatrouille führen sollte, besprach ich die Durchführung des Befehls eingehend.

Er versicherte, daß er sich des Auftrages besonnen entledigen werde, und schied dann. Ich bemerkte jedoch, daß er noch etwas sagen wollte, und sah ihn deshalb ermunternd an. Er schlug die Augen nieder, griff in die Tasche, holte das Schnitzwerk hervor und sagte stotternd, ich dürfe nicht falsch von ihm denken.

Ich tat verblüfft; warum sollte ich falsch von ihm denken? Er wäre immerhin achtzehn Jahre alt. Allerdings hätte ich ihn noch für kindlicher, sozusagen unschuldig gehalten. Aber er hätte zweifellos Talent, sicher wolle er Bildhauer werden.

Er schüttelte den Kopf und erklärte ruhig, er wäre noch „sozusagen“ unschuldig und Bildhauer hätte er auch gern werden wollen. Aber sein Vater habe ihn für die Rechtslaufbahn be-

stimmt, mit dem Oberförster allein zu sein. Mit dem feinen Instinkt des Liebenden fühlte der Mann, was in dem jungen Mädchen vorging.

„Seit wann fürchten Sie sich vor mir, Fräulein Hella? Wenn Ihnen Wladimirs Gesellschaft lieber ist, dann tausche ich mit ihm.“

„Nein!“ sagte sie laut. „Nein, Sie sollen bleiben! Und Angst?“ Sie lachte unfrei. „Angst haben doch höchstens die Karpfen da unten, die wissen, daß sie nun gefangen werden sollen. Jetzt wollen wir endlich beginnen!“

Das letzte klang schon ungeduldig.

Die Angelschnur kunstgerecht einzuwerfen, war nicht so einfach. Sie landete meist auf einem der zahlreichen Sträucher, verwickelte sich, blieb irgendwo hängen. Es war zum Verzweifeln.

„Zum Angeln habe ich keine Begabung.“

Hella verlor die Geduld und wollte es aufgeben. Schließlich perluchte sie es noch einmal, und iekt aelano es.

(Fortsetzung folgt)

stimmt, und nach bestandener Reifeprüfung wurde er die Rechte studieren. In stillen Stunden jedoch knete er Figuren aus Ton. Hier in der Champagne könne er kein Stück Kreide in die Hand nehmen, ohne daß es ihn in den Fingern zuckte, Oesta...en daraus entstehen zu lassen...

Mit dem Urbild dieses Figürchen aber verhielt es sich so: Im Juli 1914, er war eben sechzehn Jahre alt geworden und besuchte noch die Schule, traf er während der großen Ferien bei Verwandten auf dem Lande eine wenige Monate ältere Base, die ebenfalls ihre Schulfreien dort verbrachte. Ein schönes dunkelblondes Mädchen. Obwohl dem Aeußeren nach vollerblickt, zeigte sie im Umgang mit ihm eine kindliche Harmlosigkeit, so daß er die Sorgen, die er sonst stets in Gegenwart eines Mädchens empfand, völlig verlor.

Sie streiften durch Wälder, Wiesen und Acker, kletterten über Bäume, sprangen über Bäche, lagen im hohen Gras auf dem Rücken und starrten in den Himmel — eine herrliche Kameradschaft. Einmal kamen sie abseits der Straße an einen kleinen See, dessen klares Gewässer im Sonnenlicht glimmerte und zum Baden einlud. Seine Kameradin begann sofort, sich auszukleiden. Er zauderte erst; als er sie aber ganz unbekleidet ohne Wadeanzug in das Wasser laufen sah, folgte er ihr unbefürchtet.

Einige Tage darauf brach der Krieg aus. Er reiste sofort ab, um sich freiwillig zu melden. Sie brachte ihn zu dem weit vom Dorf abliegenden Bahnhof. Beim Abschied legte sie ihm den Arm um den Nacken und flüsterte ihm ins Ohr: „Ich hab' dich lieb, komm gesund wieder!“ Dann küßte sie ihn auf den Mund und lief davon.

In den zwei Jahren, die seitdem vergangen waren, hatte er sie nicht wieder getroffen. Sie wohnte nicht in der Stadt seiner Eltern. Er mußte viel an sie denken, und es war in ihm die Gewissheit immer stärker geworden, daß ihm im Feinde nichts zustoßen könne, da er sie bestimmt einmal wiedersehen würde.

In diesem Augenblick setzte draußen unsere Artillerie mit dem Beischießen der feindlichen Gräben ein. Wir gingen hinauf und bereiteten uns auf das Unternehmen vor. Einige Minuten, ehe der Zug aus dem Graben steigen sollte — die Mannschaften tauchten bereits auf dem Grabenritzt — stand ich neben dem jungen Sturmtruppführer.

Punkt zwölf Uhr verlegte unsere Artillerie das Feuer von dem ersten feindlichen Graben auf die zweite Stellung. Ich reichte ihm die Hand, und als ich seine lachenden Augen sah, schien es auch mir unmöglich, daß er von diesem Unternehmen nicht wieder zurückkomme: das Leben war ihm noch zu viel schuldig geblieben.

Er löste seine Hand aus der meinen und schlang sich über den Grabenrand. Links und rechts folgten ihm in breiter Linie die dunklen Schatten seiner Leute. Drüben gingen rote Leuchttugeln hoch. Die Besatzung des feindlichen Grabens forderte Sperrfeuer an. Schon kullerten sendend die ersten schweren Granaten in unseren Drahtverbau. Ich ließ den zweiten Zug